

## DATIEREN UND LOKALISIEREN NACH DER SCHRIFT\*

Grundsätze und Kriterien, nach denen Handschriften mit Hilfe der Schrift zu datieren und lokalisieren sind, hätte eine historisch fundierte paläographische Methodenlehre darzulegen. An dieser Stelle soll nur ein besonderer, eingegrenzter Aspekt des Themas erörtert werden, nämlich das Datieren und Lokalisieren im Handschriftenkatalog. Der Bearbeiter eines Handschriftenkatalogs befindet sich von vornherein in einer anderen Lage als der Verfasser einer paläographischen Untersuchung. Für den Katalogbearbeiter ist die Prüfung des paläographischen Befundes nur *ein* Arbeitsgang unter vielen. Er muß das Ganze der Beschreibung und des Katalogs im Auge behalten und kann sich dieser speziellen Aufgabe – notgedrungen – nur kurze Zeit widmen. Eine erschöpfende paläographische Analyse der Handschrift ist ihm durchweg nicht möglich. Noch viel weniger ist er in der Lage, nach Ermittlung etwa eines Skriptoriums und eines ungefähren zeitlichen Ansatzes das zugängliche Vergleichsmaterial – also Handschriften gleicher Schule und gleicher Zeit – in der Weise nach Schreibergenerationen (Stilstufen) und Schreiberhänden zu untersuchen wie der Paläograph, obwohl doch erst die zusammenhängende genetische Analyse geschlossener Bestände die genaue Einordnung der einzelnen Handschrift erlaubt.

Nichtsdestoweniger erwartet später der Katalogbenutzer ein fundiertes und abgewogenes Urteil über Zeit und Ort (Region) der Entstehung. Der Bearbeiter gewinnt dieses Urteil in der Regel durch zusammenfassende Würdigung *aller* aussagekräftigen Indizien: durch Prüfung der Subskription, der Wasserzeichen, der Texteinrichtung, des Buchschmuckes, eingestreuter volkssprachlicher Glossen, des Inhaltes u. a. Im folgenden soll die Tragfähigkeit der paläographischen Indizien für sich genommen betrachtet werden. Damit wird,

\* Referat gehalten am 5. März 1975 in Stuttgart anlässlich einer von der Deutschen Forschungsgemeinschaft veranstalteten Arbeitstagung von Handschriftenbibliothekaren. Das Vortragsmanuskript wurde für den Druck leicht überarbeitet und um einige ausgewählte Literatur- und Abbildungsnachweise erweitert. Der Charakter einer thesenhaften Übersichtsskizze, die der angestrebten Diskussion lediglich Themen zur näheren Erörterung aufweisen sollte, ist beibehalten.

wie ich meine, keine praxisfremde Situation konstruiert. Denn oft genug ist der Bearbeiter ausschließlich auf die Beurteilung der Schriftmerkmale angewiesen, so wenn er Pergamenthandschriften ohne bemerkenswerten Buchschmuck oder aber Handschriftenfragmente zu bestimmen hat. Auch bedürfen Texte, die ausdrücklich datiert oder lokalisiert sind, einer paläographischen Gegenprüfung, um aus der Vorlage mitkopierte Kolophone als solche zu erkennen und auszuscheiden.

Im Handschriftenkatalog werden paläographische Bestimmungen nicht begründet, nicht durch Belege abgesichert. Die Instruktionen, nach denen Handschriftenverzeichnisse angelegt werden, verlangen bzw. erlauben im allgemeinen keine Begründung; sie setzen voraus, daß der Bearbeiter hinreichend zuverlässig datieren und lokalisieren kann. Die Zeit- und Ortsansätze in unseren Katalogen, soweit sie allein aus paläographischen Kriterien abgeleitet werden, sind demnach von den Katalogen her nicht nachprüfbar. Jeder Bearbeiter weiß aus eigener Erfahrung, daß es genügend Fälle schwieriger paläographischer Beurteilung gibt, und mancher mag sich schon prüfend gefragt haben, wie hoch wohl die Fehlerquote in diesem Teilbereich der Katalogisierung ist. Das Unbehagen muß sich noch verstärken, denkt man an die zum Teil sehr kontroversen Meinungen, die sich außerhalb des Katalogschrifttums, in der paläographischen und philologischen Spezialliteratur über die Datierung und Lokalisierung bestimmter Handschriften gebildet haben.

Datieren und Lokalisieren sind *möglich*, weil die Schrift als ein lebendiger geschichtlicher Organismus sich ständig entwickelt, sich zeitlich und räumlich differenziert. Wenn wir datieren und lokalisieren, so versuchen wir, die zeitlich und räumlich deutbaren Merkmale des historischen Augenblicksbildes zu erfassen, das wir mit jedem Schriftbeispiel vor uns haben. Ich spreche von zeitlich und räumlich deutbaren Merkmalen, um daran zu erinnern, daß im Erscheinungsbild einer Schrift zeit- und ortstypische Züge von Differenzierungen anderer Art überlagert sein können. Hier ist zunächst an den Einfluß älterer oder aus anderen Bereichen stammender Schrifttraditionen zu denken, soweit nicht gerade ihre Übernahme typisch ist (Schrift der Vorlage; Schriftimitation; Leitbild der Urkundenschrift). Auch die bewußte, der Textgattung angepaßte Unterscheidung von Stilhöhen und vor allem die individuellen Schreibgewohnheiten des Kopisten – sie verleihen der Buchschrift jene persönliche Prägung, die eine Scheidung der Schreiberhände erlaubt – wirken sich im Schriftbild aus.

Über Grundzüge und Einzelheiten des Schrift- und Stilwandels zu unterrichten, charakteristische Merkmale für bestimmte Jahrhunderte und Regionen aufzuzeigen, ist die Aufgabe paläographischer Lehrbücher. Die folgende Skizze will und kann keine rezeptartigen Anweisungen zum Datieren und Lokalisieren liefern. Sie versucht lediglich, einige Verfahrensweisen in diesem Bereich der Katalogarbeit zu beschreiben und durch den Hinweis auf schriftgeschichtliche Gegebenheiten anzudeuten, wo die Schwierigkeiten liegen und welche Möglichkeiten paläographischer Beurteilung sich uns bieten.

## I

Die *Datierung* – die Angabe des Alters der Handschrift – ist ein unerlässliches Element jeder Handschriftenbeschreibung. Es bleibt selbst bei äußerster Verknappung der Aufnahme, bei Beschränkung auf die kodikologischen Grunddaten, noch erhalten. Ausbildung und Erfahrung befähigen den Bearbeiter im allgemeinen, einen Text grob – etwa mit einer Jahrhundert-Angabe – einzuordnen, und das ist schon nicht wenig. Nach Datierung verlangen nicht nur die ursprünglichen Texte der Handschriften; auch spätere ›Anlagerungen‹, die als Zeugen der Benutzung des Buches im Mittelalter, als Indizien für die Rezeption und Wirkungsgeschichte des Textes aufschlußreich sein können, sind zumindest annäherungsweise zu bestimmen: also Korrekturen, Kollationsnotizen, volkssprachliche Glossen, Lesevermerke, Textzusätze. Weiterhin müssen Schrifteinträge, die über die äußeren Schicksale der Handschrift Auskunft geben können, schon deshalb datiert werden, weil ohne Klärung der zeitlichen Folge die Geschichte der Handschrift nicht zu skizzieren ist. Gerade diese oftmals nur kurzen, verstümmelten oder verblaßten Besitz- und Namenseinträge, Kauf-, Preis- und Bindevermerke, Angaben über Ausleihe, Tausch, Verpfändung, ferner Federproben, Bibliothekssignaturen, nachträgliche Folierungen – auch aus der frühen Neuzeit – lassen sich vielfach nur sehr unscharf bestimmen.

Wo in dieser Weise fortwährend Schriftzeugnisse vielfältigster Art zu beurteilen sind, liegt die Frage nahe: Wie soll man überhaupt datieren? Es sei hier erlaubt, nicht mit der Formulierung einer abstrakten Regel, sondern mit dem Versuch der Datierung eines einzelnen Schriftbeispiels zu antworten. Die Tafel I gibt eine Seite aus einer glossierten Handschrift der Paulus-Briefe

wieder (Frankfurt/M StUB Ms. Barth. 117 Bl. 127'). Die Texteinrichtung (Bibeltext in Mittelstellung mit weitem Zeilenabstand zur Aufnahme der Interlinearglossen, links und rechts Glossenspalten mit verminderter Zeilenhöhe) entspricht noch dem älteren Typus der dreispaligen kommentierten Bibelhandschrift. Er wird wenig später durch den Typ der Glossenbibel mit seitenweise wechselndem Verteilungsschema von Text und Glosse zurückgedrängt. Reguliert wie das Textbild ist auch die Schrift, frühgotische Minuskel von einer Hand, die den Text, die Interlinearglossen und die ursprüngliche Schicht der Marginalglossen geschrieben hat. Grundlegend für die Datierung ist die Erfassung des Schriftcharakters als Ganzes<sup>1</sup>: hier zu bestimmen als das Bild einer ausgesprochen vertikal gestreckten Minuskel mit Formen von schmalem, hochrechteckigem oder langovalem Grundriß. Alle auf der Zeile stehenden langen und mittellangen Schäfte sind steil aufgerichtet; schräggeführte Schaftansätze und feine, umgebogene Abstriche verstärken den Eindruck enger Zusammenrückung und Dichte des Wortbildes. Die Schrift ist nicht gebrochen, jedoch in Richtung auf die Gotisierung bereits deutlich fortgeschritten. Untersucht man das Formeninventar im einzelnen, so zeigt sich ein charakteristisches Nebeneinander älterer und jüngerer Elemente: *d* steht am Wortanfang und in der Wortmitte neben *ð*, *or* (selten) neben *oi*, *-f* neben *-s*, *e* für *ae*, *oe*, *e* neben einfachem *e*, *i* bleibt neben *n* und *u* ohne Strich (aber: *ij*), die karolingischen *NT*- und *rt*-Ligaturen sind nicht mehr verwendet, neben ligiertem begegnet unligiertes *ct*, die *et*-Ligatur ist stellenweise bereits durch das insulare tironische Zeichen ersetzt.

Der Gesamteindruck der Schrift und die zusammenfassende Würdigung der Einzelmerkmale verbinden sich jeweils zu einem Bild, das der Katalogbearbeiter nach dem Maß seines Wissens und seiner Erfahrung schriftgeschichtlich zu bewerten hat. Vielleicht unternimmt er es auch, mit Hilfe der Kataloge datierter Handschriften vom gegebenen Text her gezielt nach mehr oder weniger 'ähnlichen' Schriftbeispielen zu fahnden, um durch vergleichende Zuordnung einen möglichst präzisen zeitlichen Ansatz zu gewinnen<sup>2</sup>. Um auf unser

1 'Bestimmte Buchstabenformen sind für das eine oder andere Jahrhundert bezeichnend . . . Entscheidend ist immer der Gesamteindruck, den man entweder im Gedächtnis oder anhand von Vergleichsmaterial chronologisch einzuordnen hat.' HERMANN KNAUS in: *Erasmus*, 17 (1965) Sp. 5-6.

2 Durch Schriftvergleich datiert beispielsweise T. Brandis die Hamburger Handschrift der *Historiae Romanorum* (*Historiae Romanorum. Codex 151 in Scrin. der Staats- und*

Beispiel zurückzukommen, so ließe sich wohl am ehesten an das späte 12. Jahrhundert oder an die Zeit um 1200 denken. Was in diesem Fall das Urteil erschwert, ist die Tatsache, daß die zu bewertenden Kriterien – etwa die vertikale Streckung – Indizien eines schriftgeschichtlichen Ausbreitungsvorganges sind, eines Prozesses, der bekanntlich im 11. Jahrhundert in England und Nordfrankreich einsetzt und allmählich fortschreitend im 13. Jahrhundert den Südosten des deutschen Sprachraumes erreicht. Datierung und Lokalisierung hängen hier folglich eng zusammen, eine genauere Datierung setzt die Kenntnis der Schriftheimat geradezu voraus. Nun ist die Handschrift der Paulus-Briefe mit 14 mehrfarbigen Ranken- und Flechtband-Initialen ausgestattet. Die Kunsthistorikerin Rosy Schilling hat sie als 'ostfranzösisch' gekennzeichnet<sup>3</sup>, und trifft das zu, so gewinnt die Datierung in das ausgehende 12. Jahrhundert an Wahrscheinlichkeit, während eine süddeutsche Handschrift mit gleichartigem paläographischen Befund wohl eher dem beginnenden 13. Jahrhundert zuzuweisen wäre. Vielfach ist uns nicht nur die Provenienz der Handschrift unbekannt, sondern auch die historische Geographie schriftgeschichtlicher Wandlungen noch unzureichend erhellt – ein Sachverhalt, der zu Vorsicht und Zurückhaltung mahnt.

Die Buchschriften des Mittelalters verändern sich zwar fortwährend, doch lassen sich Übergangszeiten mit rascher und starker Entwicklung von Phasen vergleichsweise langsamer und geringer Veränderung unterscheiden. Es versteht sich, daß Texte aus jenen End- und Frühzeiten, in denen eine bisher herrschende Schriftart durch eine neu aufkommende Schrift verdrängt wird und Altes und Neues vorübergehend nebeneinander stehen, im allgemeinen leichter zu datieren sind. Dies ist die Lage der Zeit um 800, als die vorkarolingischen Schriften der karolingischen Minuskel weichen; um 1200, als die karolingische Minuskel in die frühgotische Minuskel und diese wenig später in die Textualis übergeht; um 1500, als die letzten Formen der mittelalterlichen Buchschrift (Bastarda; Notula) sich in die individuelle Kursive des 16. Jahrhunderts auflösen. Hier wird man im allgemeinen den Anteil alter und

*Universitätsbibliothek Hamburg. Beschrieben u. m. Anmerkungen versehen von TILO BRANDIS und OTTO PICET. Frankfurt a. M. 1974. Kommentarband S. 23–24).*

<sup>3</sup> R. SCHILLING, *Die illuminierten Handschriften und Einzelminiaturen des Mittelalters und der Renaissance in Frankfurter Besitz* (1929) S. 51–52 Nr. 54 m. Abb. VIIe. Zur Handschrift jetzt auch G. POWITZ – H. BUCK, *Die Handschriften des Bartholomäusstifts und des Karmeliterklosters in Frankfurt am Main* (1974) S. 270–272.

junger Elemente vorsichtig gegeneinander abwägen und zu einem begründeten zeitlichen Ansatz gelangen können: durch Prüfung beispielsweise, in welchem Maße eine frühkarolingische Minuskel noch Relikte kursiven Schreibens (Verdickung der Oberlängen, Ligaturengebrauch) erkennen läßt und mit welcher Konsequenz etwa die Minuskelformen von agn und die Worttrennung durchgeführt sind. In der Zeit um 1200 läßt sich unter anderem der Gebrauch, Nichtgebrauch oder gleichzeitige Gebrauch des geraden oder runden d, r und s, der e caudata und non caudata, auch die Setzung von i-Strichen im Rahmen einer Gesamteinschätzung bewerten. Bald darauf wird die Durchführung der Bogenverbindung und das Auftreten des runden r nach b und p zu einem brauchbaren Datierungskriterium.

Die karolingische Minuskel und die gotische Buchschrift haben, nachdem sie voll ausgebildet waren, überregionale und dauerhafte Geltung erlangt und in dieser Zeit ihrer Herrschaft Grundcharakter und Formeninventar nur noch verhältnismäßig wenig verändert. Daher lassen sich die karolingische Minuskel etwa des 10. und 11. Jahrhunderts oder die Textualis in der Zeit zwischen 1250 und 1350 weniger gut datieren als ihre jeweiligen Früh- und Spätstufen. Welche Datierungskriterien uns für diese Phasen geringeren Merkmalwandels gegeben sind, bedarf im einzelnen noch der Klärung. Für die karolingische Minuskel sei beispielsweise auf eine von Natalia Daniel neuerdings entwickelte These hingewiesen<sup>4</sup>. Nach ihren Feststellungen verschiebt sich in spätkarolingischer Zeit die Proportion der Oberlängen zu den Buchstabenelementen der mittleren Höhe fortschreitend zugunsten der mittleren Höhe, und zwar von einem Verhältnis 2:1 im 10. Jahrhundert zu einem Verhältnis 4:3 im 12. Jahrhundert.

Die Buchschriften des späten Mittelalters sind von unterschiedlicher Datierbarkeit. Namentlich die italienische Rotunda des 13./14. Jahrhunderts und jene starre Sonderform der Textualis, die wir als Textura oder Missaleschrift (*Littera psalterialis*) bezeichnen, scheinen sich – wie alle stark stilisierten oder kalligraphischen Schriften – der genaueren zeitlichen Einordnung zu widersetzen. Lebendiger, zeitoffener geformt und deshalb leichter bestimmbar sind im allgemeinen die Buchkursiven. Seit dem 14. Jahrhundert beeinflussen sie auch die Textualis immer nachhaltiger. In den Jahrzehnten um 1400 verän-

<sup>4</sup> NATALIA DANIEL, *Handschriften des zehnten Jahrhunderts aus der Freisinger Dombibliothek* (1975) S. 2.

dern Notula und Bastarda als nunmehr vorherrschende Textschriften ihren Charakter, so daß sich in diesem Bereich wohl eine ältere, für das 14. Jahrhundert kennzeichnende Stufe von jener Gebrauchsschrift scheiden läßt, die bis zum Auftreten der individuellen Kursiven um 1500 ohne durchgreifende Wandlung die Szene beherrscht.

Charakteristisch für diese ältere Form der Buchkursive, hier veranschaulicht durch Beispiele aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Tafel II; III), scheint der breitgezogene, gedrückte Duktus<sup>5</sup>. Viele Schriften wirken ausgesprochen grobschlächtig, ihre Einzelbuchstaben deformiert. Die Schleifen bei b d h l können wie von oben gestaucht erscheinen; bleiben sie offen, so erinnern die Schwunglinien an flatternde Bänder oder herabhängende Peitschenschnüre. Das r ist tief gespalten, erhält – da der Schulterstrich im Zuge kursiven Schreibens von der Grundlinie her angesetzt wird – geradezu die Gestalt eines nach oben offenen v-ähnlichen Winkels oder Bogens. c und t sind graphisch kaum zu unterscheiden. Ihnen ähnelt das e, dessen Köpfchen durch einen gekrümmten, angeknickten oder waagerechten Strich ersetzt sein kann. v und w mit geschweiftem Anstrich kommen den Formen des b und der Verbindung lb nahe; das a erscheint noch überwiegend in zweistöckiger Form, nicht selten mit doppeltem Schaft und Fortfall der Basislinie. Manche dieser Merkmale – denen sich weitere hinzufügen ließen – begegnen für sich genommen auch zu anderer Zeit; ihr gemeinsames Auftreten kennzeichnet die Buchkursive des 14. und frühen 15. Jahrhunderts.

## II

*Lokalisieren* ist nach allgemeiner Auffassung schwieriger als Datieren. Im Katalog unterbleibt die Lokalisierung oft, und wird sie geboten, so in der Regel nicht aufgrund rein paläographischer Indizien. Ein erfahrener Handschriftenbibliothekar wie Hans Butzmann schreibt in seinem Aufsatz über die Katalogisierung von Handschriftenfragmenten: 'Im Lokalisieren habe ich mir, wie billig, Zurückhaltung' auferlegt, und nur in handgreiflichen Fällen eine Angabe gemacht. Also dort, wo die Nationalität ohne weiteres erkennbar war,

<sup>5</sup> Zur älteren Stufe der Büchernotula vgl. auch F. STEFFENS, *Lat. Paläographie* (2. Aufl. 1929) zu Tafel 110; BERNHARD BISCHOFF, *Paläographie*. In: *Deutsche Philologie im Aufriß*. 1. (2. Aufl. 1957) Sp. 431–432 (Erg. Sonderdruck 1970. Sp. 53–54).

wenn es sich um mir vertraute oder sonst bekannt gewordene frühmittelalterliche Schreibstuben handelte oder um Schriften italienischer Herkunft (Rotunda, Humanistica) usw.<sup>6</sup>

Es sollte eingangs festgehalten werden, daß eine Lokalisierung nach der Schrift nur unter zwei *Voraussetzungen* möglich ist:

1. Es muß an einem Ort oder in einer Region zu einer bestimmten Zeit ein organisiertes oder wenigstens gewohnheitsmäßig geregeltes Schriftwesen bestanden haben: eine Schreibschule, ein Skriptorium, ein Verband von Schreibstätten, in denen sich ein abgrenzbarer (überindividueller) lokaler oder regionaler Schriftstil ausbilden konnte, der trotz des kulturellen Austausches zwischen den Zentren und über Generationsfolgen hinweg gleichbleibende Grundmerkmale erkennen läßt.
2. Die handschriftliche Überlieferung der Skriptorien oder Schriftregionen muß in ausreichendem Umfang erhalten und paläographisch aufgearbeitet (d. h. nach ihrem Grundcharakter und ihren Einzelmerkmalen, Gebrauch von Abkürzungen, Ligaturen usw. beschrieben) sein. Da die Paläographie den Frühstufen der mittelalterlichen Schriftentwicklung – der vorkarolingischen und frühen karolingischen Zeit – bisher ihr Hauptaugenmerk zugewandt hat, findet der Bearbeiter für den Zeitraum der gotischen Schrift, der in der Katalogisierungspraxis am wichtigsten ist, verhältnismäßig ungünstige Voraussetzungen vor.

Skriptorien und Schriftstile sind veränderungsfähige historische Größen. Wenn süddeutsche Schreibstätten seit dem 10. Jahrhundert zunehmend in den Einflußbereich des stark ausstrahlenden St. Galler Schriftstils geraten, so erlangen dessen ursprünglich lokale Züge mit fortschreitender Ausbreitung großräumige Geltung; sie büßen damit – je später umso mehr – ihren spezifischen Zeugnischarakter für die Lokalisierung ein. Der einzelne Schreiber selbst ist beweglich, bleibt nicht stets an einem Ort. Insbesondere müssen Ausbildungs- und Wirkungsstätte nicht zusammenfallen. Wenn wir von Lokalisierung sprechen, so meinen wir den Ort der Niederschrift des Textes. Dieser läßt sich aufgrund der Schriftmerkmale jedoch ebensowenig zwingend erweisen wie etwa aufgrund sprachgeographisch bestimmbarer deutscher Schreiberglossen, die ja zunächst nur auf die Sprachheimat des Kopisten zurückweisen. Bernhard Bischoff schreibt in seiner Abhandlung ›Paläographische Fragen

<sup>6</sup> HANS BUTZMANN, *Kleine Schriften* (1973) S. 168.

deutscher Denkmäler der Karolingerzeit: »Die Paläographie vermag im strengen Sinne mit der gelungenen Zuweisung an ein Skriptorium nur den Ort zu nennen, an dem der Schreiber die Ausbildung in seiner charakteristischen Schrift empfangen hat. Der Schreiber kann seinen Ort gewechselt haben, und mancher ist gereist . . .<sup>7</sup>

In der frühen karolingischen Zeit ist allerdings die Mobilität der Schreiber noch nicht allzu hoch zu veranschlagen. Versucht man, *Konturen räumlicher Gliederung* in der Entwicklung des mittelalterlichen Schriftwesens und damit die uns gegebene Lokalisierungsbasis vorsichtig nachzuzeichnen, so gewinnt das Bild für das ausgehende 8. und die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts vergleichsweise deutliche Züge<sup>8</sup>. Die Forschung erkennt zunächst Ortsstile, genauer Schul- oder Hausstile, die im Skriptorium eines Klosters, eines Bischofsitzes, einer Stiftskirche ausgebildet und gepflegt werden (Verona, Corbie, Tours, St. Gallen, Reichenau, Regensburg, Fulda, Mainz, Lorsch). Diese örtlichen Zentren sind eingebettet in die größere Einheit der Schriftprovinzen, deren Landschaftstile sich gegeneinander absetzen (Nordostfrankreich, Alemannien, deutsch-insulare Provinz). Man könnte fragen, ob darüberhinaus die voll ausgebildete karolingische Minuskel des 9. Jahrhunderts durch Ausgleichsvorgänge die Stufe eines »Einheitsstils« erreicht. Gewiß hat sich nunmehr eine überörtliche und überregionale Schriftart durchgesetzt. Sie zeigt jedoch durchweg örtliche und regionale Einschläge, die ihre Lokalisierung erlauben, so daß man zum Beispiel von einem Mainzer oder einem ostfranzösischem Typ der karolingischen Minuskel sprechen kann.

Sehr viel schwieriger zu erkennen ist die räumliche Differenzierung der karolingischen Minuskel vom Ausgang des 9. Jahrhunderts bis in die Zeit um 1200. Bereits im späteren 9. Jahrhundert zeigen sich Züge des Verfalls und der Vermischung älterer Hausstile. Namentlich in süddeutschen und österreichischen Handschriften des 11. und 12. Jahrhunderts ist der »schrägovale Stil« zu beobachten, den Bernhard Bischoff gegen den geraden und kantigen Stil der westdeutschen Minuskel dieser Zeit abgehoben hat<sup>9</sup>.

<sup>7</sup> *Frühmittelalterliche Studien* 5 (1971) S. 102.

<sup>8</sup> Vgl. zum Folgenden BERNHARD BISCHOFF, *Panorama der Handschriftenüberlieferung aus der Zeit Karls des Großen*. In: *Karl der Große. Lebenswerk und Nachleben*. 2 (1965) S. 235–254.

<sup>9</sup> BERNHARD BISCHOFF, *Paläographie*. In: *Deutsche Philologie im Aufriß*. 1. (2. Aufl. 1957) Sp. 419 (Sonderdruck Sp. 41).

Das 12. und 13. Jahrhundert ist nicht allein das Zeitalter, in dem die von Nordwesten ausgehende Wandlung der alten ›romanischen‹ Minuskel allgemein durchdringt und eine neue, die gotische Schriftart heraufführt. Zur gleichen Zeit wirkt sich eine durchgreifende Veränderung in der *Organisation des Schriftwesens* erstmals stärker aus. Die wichtigsten Faktoren dieser Veränderung seien hier andeutend genannt:

1. Die alten Zentren (Benediktinerklöster, Bischofssitze, Stiftskirchen) bestehen zwar fort, doch breiten sich seit dem 12. Jahrhundert zahlreiche neue Orden mit einem Netz von Niederlassungen aus (Zisterzienser, Kartäuser, Regularkanoniker, Bettelorden, Ritterorden, Fraterherren).
2. Kathedralschulen und Universitäten werden zu Trägern des Bildungswesens (Scholastik).
3. Es entfaltet sich ein bürgerliches Schreibgewerbe (Stationariat, Schreibstuben, Stuhlschreiber). Auch in Laienkreisen – im hohen und niederen Adel sowie im städtischen Bürgertum – verbreiten sich ›Schriftkenntnis und Schreibfähigkeit.

In unserem Zusammenhang ist hervorzuheben, daß diese Veränderungen Folgen haben, die eine Lokalisierung der jetzt entstehenden Handschriften erheblich erschweren.

1. Die Mobilität der Schreiber (Studenten, Mendikanten usw.) verstärkt sich beträchtlich. An ein und demselben Ort werden außer der bodenständigen Schrift von auswärtigen Schreibern auch fremde Schriften angewandt. Doch kann der Ortswechsel auf den Schreiber zurückwirken. Deutsche, niederländische und englische Studenten an italienischen Universitäten behalten nicht in jedem Fall ihre in der Heimat erlernte Schrift bei. Vielfach dringen italienische Eigenheiten in ihre Schreibgewohnheiten ein, so daß hybride Formen entstehen, oder die heimische Schrift wird zugunsten einer als eleganter empfundenen italienischen Buchminuskel gänzlich aufgegeben<sup>10</sup>.
2. Die Schriftlichkeit nimmt in einem bisher ungekannten Maße zu. Das bedeutet: Es wird nicht mehr allein in verhältnismäßig wenigen Zentren mit reguliertem Schriftwesen geschrieben, sondern in einer Vielzahl von Schreibstätten. Nicht wenige von ihnen verzichten darauf, die Tätigkeit des Bücherschreibens unter straffe Disziplin zu stellen. So entsteht ein Bereich ›wilden

<sup>10</sup> Beispiele: G. I. LIEFTINCK, *Manuscripts datés conservés dans les Pays-Bas*, T. I, Planches 379–387; 454–455; S. HARRISON THOMSON, *Latin Bookhands of the Later Middle Ages 1100–1500* (1969) Taf. 107.

Schreibens, der sich ständig erweitert – namentlich durch die Tätigkeit von Kopisten, die mangelhaft ausgebildet sind oder von vornherein für den persönlichen Gebrauch und damit stärker individuell oder ohne Formanspruch schreiben (Plebane, Studenten u. a.).

Diese Tendenzen können aufs ganze gesehen leicht das Bild des Auseinanderstrebens, der Regellosigkeit erzeugen. Doch wäre die Annahme zu pessimistisch, Heimatbestimmungen auf Grund der Schrift seien im späten Mittelalter – wie Gerhard Eis einmal geäußert hat<sup>11</sup> – nicht mehr möglich. Vielmehr ist zu fragen: Wo bilden sich unter den veränderten Bedingungen neue, örtlich oder regional ausgeprägte, also *lokalisierbare Schriftstile*? Die neuen, das Schriftwesen bestimmenden Institutionen (Klöster, Schulen, Universitäten, weltliche Schreibstuben) entfalten eigene organisierende Kraft; aber auf welcher Grundlage? Ungeachtet aller Veränderungen scheint es gebiets- oder länderweise – etwa in Italien und in England – eine gewisse Kontinuität der Schreibgewohnheiten gegeben zu haben, die auch den Übergang von der karolingischen zur gotischen Minuskel überdauerte. Überkommene Schreibtechniken (Federschnitt, Federhaltung) und Stiltraditionen des Ortes oder der Landschaft spielen zweifellos eine Rolle. Doch sind Klöster im Ordensverband, Universitäten im System des Bildungsbetriebes eng zusammengeschlossen, und so bleibt zu prüfen, ob sich von Ort zu Ort etwa ein übergreifender *Ordensstil* oder eine spezifische Universitätschrift abwandelt. In Frankreich zeigen Handschriften aus Zisterzienserklöstern paläographisch so verwandte Züge, daß der Begriff der »Zisterzienserschrift« geprägt werden konnte. Wie hat sich die Pflege des Buchwesens bei den Kartäusern in den einzelnen Ordensniederlassungen auf die Schulung des Schreibens ausgewirkt<sup>12</sup>? Für die Schrift der Chorherren der Windesheimer Kongregation in Böödeken und der Fraterherren in Münster liegen sorgfältige Untersuchungen von Wolfgang Oeser vor<sup>13</sup>. Was Kruitwagen, Oeser und andere als »Fraterherrenschrift« bezeichnen,

11 GERHARD EIS, *Altdeutsche Handschriften* (1949) S. 15.

12 Für die Kartause Nieuwlicht bei Utrecht verneint J. P. GUMBERT, *Die Utrechter Kartäuser und ihre Bücher im frühen fünfzehnten Jahrhundert* (1974), S. 314 die Existenz einer »Kartäuserschrift«.

13 WOLFGANG OESER, *Die Brüder des gemeinsamen Lebens in Münster als Bücherschreiber*. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, 5 (1964) Sp. 197–398; WOLFGANG OESER, *Die Handschriftenbestände und die Schreibtätigkeit im Augustiner-Chorherrenstift Böödeken*. In: *Archiv f. Gesch. d. Buchwesens*, 7 (1967) Sp. 317–448.

ist eine Selektion von Schriftarten und Schriftmerkmalen auf niederländisch-norddeutscher Grundlage. Die Fraterherren haben sich auch in Hessen, im Rheingau, in Württemberg niedergelassen; es ließe sich fragen, ob die auf den Buchschmuck gemünzte Formulierung von Hermann Knaus »Ordensstil geht vor Ortsstil« auch für die Schrift west- und südwestdeutscher Fraterherren-Handschriften gilt.

Im Bereich der *Universitäten* lassen sich zwei Schriftgattungen unterscheiden. Wir finden zum einen Lehrbücher aus dem Stationariat oder aus anderen gewerblichen Schreibstuben, planmäßig vervielfältigt in regulierter Minuskel (Schrift der französischen Glossenbibeln und der Taschenbibeln in Perlschrift 13. Jh.; *Littera Parisiensis* und *Littera Oxoniensis* 13.-14. Jh.; *Littera Bononiensis* = *Rotunda* 13.-14. Jh.). Zum anderen treten uns Texte von Gelehrten- oder Studentenhand in abkürzungsreicher *Textualis currens* oder *Notula* entgegen (Aristoteles-Kommentare, *Reportata*, Glossennotate in juristischen Texthandschriften). Diese kursiven und halbkursiven Buchschriften lassen sich in der Regel nur schwer lokalisieren. Dagegen erlaubt die offiziöse Stationariatschrift eine örtliche oder wenigstens regionale Zuordnung, die sogar in der Schriftbezeichnung zum Ausdruck kommt.

Auch die stilisierten und kalligraphischen Schriften der *Schreibmeister* und ihrer Werkstätten, namentlich die für volkssprachliche Texte verwendete Florentiner Bastarda (*Cancellaresca italiana*) und die nordfranzösische (burgundische) *Lettre bâtarde*, sind zumindest grob lokalisierbar. Gleiches gilt für die italienische *Gothicoantiqua* (fere *Humanistica*) als Vorstufe der *Humanistica*. Insgesamt jedoch erschließen sich uns durch augenfällige Merkmale eher Sonderformen bestimmter Bereiche, während es schwierig scheint, Kriterien anzugeben, nach denen eine spätmittelalterliche Durchschnittsschrift beispielsweise als französisch oder deutsch oder innerhalb des deutschen Kulturgebietes als süddeutsch oder westdeutsch zu bestimmen wäre. Einzelnes läßt sich fassen<sup>14</sup>: Italienische Schriften sind oftmals – keineswegs immer – an breitem Federschnitt und »weicher« Federführung, gerundeten Brechungen, Buchstabenformen von ausgewogener Proportion, gedrungenen Zeilenbändern erkennbar. Im Gegensatz dazu sind etwa englische Schriften mit einer scharf, zuweilen spitz geführten Feder geschrieben; die schlanken, gestreckten Formen zeigen

14 Vgl. die Charakteristiken bei G. BATTELLI, *Lezioni di paleografia* (3. Aufl. 1949) S. 197; 227-230.

als Notula Neigung zu schwungreicher Schnörkelbildung, als Textualis Schaftknickungen, feine Gabelungen oder Dornansätze, so daß von der vollendeten Schriftseite der Eindruck des Gestrüppartigen oder Knorrig-Verästelten ausgehen kann. In den Niederlanden, am Niederrhein und in Norddeutschland begegnet ein regionaler Schrifttyp, der bei vorzugsweise breitem Federschnitt wuchtig, schwer und breitgezogen wirkt; stumpfe Kanten und eine Abneigung gegen Schleifenbildung scheinen charakteristisch.

Die genauere Erfassung übergreifender nationaler oder landschaftlicher Schreibgewohnheiten, die sich in kennzeichnenden Zügen des Schriftbildes ausdrücken, wäre für die Katalogisierungspraxis außerordentlich bedeutsam. Man mag allerdings fragen: Wie weit sind schriftstilistische Eigenheiten dieser Art überhaupt beschreibbar und aus Lehrbüchern lernbar? Kommt es nicht viel mehr darauf an, im Umgang mit einer möglichst großen Anzahl von Handschriften den Blick zu schärfen, um dann – gegründet auf Erfahrung und die Sicherheit des geschulten Auges – ein eher persönliches, intuitives Urteil zu wagen? Joachim Kirchner meint: »Eine wirkliche Kennerschaft wird erst nach langjähriger Übung eintreten und unter der Voraussetzung, daß man eine Einfühlungsfähigkeit in Schriftformen besitzt. Das sichere visuelle Erfassen der Schriftformen und ihrer Wandlungen ist der wichtigste und entscheidende Schritt bei der paläographischen Beurteilung der Handschrift . . .<sup>15</sup>«

Immerhin: das Auge muß sehen lernen; Anschauung muß mit analytischer Beschreibung und historischer Deutung Hand in Hand gehen. Unsere paläographischen Hilfsmittel, Lehrbücher, Einzeluntersuchungen und insbesondere regional gegliederte Tafelwerke wie beispielsweise die »*Monumenta palaeographica*« von Anton Chroust, S. H. Thompsons »*Latin Bookhands of the later Middle Ages*« oder die »*Scriptoria medii aevi Helvetica*« von Albert Bruckner können wichtige Dienste leisten. Joachim Kirchner hat schon 1928 versucht, die deutschen Bastarda- und Notulaschriften des 15. Jahrhunderts nach ihrem wechselnden Erscheinungsbild zu charakterisieren und landschaftlich bestimmte Stile zu unterscheiden (Niederländische, Oberrheinische, Schwäbische, Bayerische, Fränkische Bastarda)<sup>16</sup>.

<sup>15</sup> JOACHIM KIRCHNER, *Germanistische Handschriftenpraxis* (2. Aufl. 1967) S. 16–17.

<sup>16</sup> ERNST CROUS – JOACHIM KIRCHNER, *Die gotischen Schriftarten* (1928) S. 19–22. Vgl. auch JOACHIM KIRCHNER, *Scriptura Gothica Libraria* (1966) S. 12–13; *Germanistische Handschriftenpraxis* (2. Aufl. 1967) S. 22–24.

**Et pax di exultet in cordib' uris:**

*f. pax possit.*

**in qua uocati estis in domino corpore:**

**in gratia estote. Verbum xpi habete**

**in uobis habundant' in omni sapia:**

**doceret' et commemoret' uos in xpo**

**ipsos in psalms. hymnis et canticis**

**et spiritualibus in gratia cantantes in corde**

**ad d' uris d' Omne qdcumq' faci-**

**etis in uobis ante in omnia in domino**

**in nomine d' n' i' ihu xpi gratias agen-**

**tes d' o' i' patri p' p' s' Mulieres sub**

**ditate estote uiris. sicut oporeo in**

**domino. Viri diligite uxores utas et**

**notate amari et ad illas filii obe-**

**dite parentib' ponite. Hoc n' pla-**

*Omnia non solum qd faciunt d' bo  
toto salomna. i. etiam cogitationes  
si qua alia sunt. Et quicquid faciunt sa-  
crae omne i. p'fectum deo attribuendo.  
i. hoc est faciunt in nomine.*

*Et cetera ad singularia precepta.*

*In dno non contra dnm.*

*ho notat di non d'  
lic lab' h'orum  
colleu' f' auctore in  
gra. i. in omni d'ca  
tione beneficium  
a e' j.*

III.



